

Die Gnade Gottes unseres Vaters und die Liebe Jesu Christi und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.

Paulus sah eine Erscheinung bei Nacht: Ein Mann aus Mazedonien stand da und bat ihn: Komm herüber nach Mazedonien und hilf uns! Als er aber die Erscheinung gesehen hatte, da suchten wir sogleich nach Mazedonien zu reisen, gewiss, dass uns Gott dahin berufen hatte, ihnen das Evangelium zu predigen.

Da fuhren wir von Troas ab und kamen geradewegs nach Samothrake, am nächsten Tag nach Neapolis und von da nach Philippi, das ist eine Stadt des ersten Bezirks von Mazedonien, eine römische Kolonie. Wir blieben aber einige Tage in dieser Stadt.

Am Sabbattag gingen wir hinaus vor die Stadt an den Fluss, wo wir dachten, dass man zu beten pflegte, und wir setzten uns und redeten mit den Frauen, die dort zusammenkamen. Und eine gottesfürchtige Frau mit Namen Lydia, eine Purpurchandlerin aus der Stadt Thyatira, hörte zu; der tat der Herr das Herz auf, sodass sie darauf Acht hatte, was von Paulus geredet wurde.

Als sie aber mit ihrem Hause getauft war, bat sie uns und sprach: Wenn ihr anerkennt, dass ich an den Herrn glaube, so kommt in mein Haus und bleibt da. Und sie nötigte uns.

Liebe Gemeinde,

da sind wir gerade Ohrenzeuge eines historischen Momentes geworden. Das Christentum kommt nach Europa. Was als innerjüdische Angelegenheit begonnen hatte, macht den ersten Schritt hin zu einer Religion, die die Welt umspannt.

Mich beeindruckt die Gewissheit, die dieser Bericht aus der Apostelgeschichte atmet. Dass Paulus den Schritt auf den fremden Kontinent wagt, das hat, so lesen wir, seinen guten Grund: eine Erscheinung bei Nacht – und die kommt von Gott. Da macht er sich dann mit seinen Begleitern auch gleich auf den Weg, „gewiss, dass uns Gott dahin berufen hatte, ihnen das Evangelium zu predigen.“

Paulus und seine Begleiter – das waren offenkundig nicht nur Männer des Wortes, sondern auch Männer der Tat. Kein Zögern und kein Abwägen. Entschlossen und ohne hinderliche Zweifel machen sie sich ans Werk.

Vom interreligiösen Dialog war damals wahrscheinlich noch nicht die Rede. Dass da in Mazedonien Menschen lebten, die bereits ihren – einen anderen – Glauben hatten – kein großes Thema. Und wenn, dann als willkommene Anknüpfungsmöglichkeit. Irgendwas glaubten die da ja schon alle – und nun würde Paulus diesen Menschen helfen, ihre religiöse Sehnsucht auf's richtige Ziel hin auszulenken. Hin zum einen, wahren Gott, der in Christus Erlöser und Mensch geworden war. Der lästige Gedanke, dass die Mazedonier diese Beglückung vielleicht gar nicht wollen könnten, hat da keinen Raum, zu sehr dominieren Elan und Begeisterung einer jungen Religion.

So, glaube ich, geht das heute nicht mehr. Nicht, dass das so nicht mehr prakti-

ziert würde. In meiner fränkischen Heimat waren zur Zeit meiner Jugend sogenannte Zeltmissionen populär. Da wurde, der Name war Programm, auf einer Wiese vorm Dorf ein Zelt aufgestellt, und darin wurde missioniert. Dass der Herr Jesus als Sohn Gottes für uns gestorben, auf dass unsere Schuld vergeben sei und wir den Weg zu unserem Vater wieder fänden. Und am Ende des Abends waren dann alle, die nun ihr Leben dem Herrn Jesus übergeben wollten, eingeladen, nach vorne zur Bühne zu kommen, auf dass für sie gebetet werde. Furchtbar. Mir machte das damals schreckliche Angst – obwohl ich da dann recht schnell dabei war, mein Leben „dem Herrn zu übergeben“. Aber ich wusste dann hinterher nicht, ob ich das auch richtig gemacht hatte, ob ich jetzt wirklich dazugehörte – oder ob sich irgendwann rausstellen würde, dass ich auf Erden doch kein wirklicher Freund Gottes gewesen bin. Und die Missionare, die der Herr wohl aus der neuen Welt ins alte Europa geschickt hatte, die konnte ich nicht mehr fragen, denn die waren zwischenzeitlich mit ihrem Zelt weitergezogen, anderswo Seelen gewinnen.

Wahrscheinlich tue ich dem Paulus Unrecht, wenn mich ich angesichts seiner Reise nach Mazedonien an diese Erfahrungen aus meiner Jugendzeit erinnert fühle. Denn dass, was ich da erlebt habe, war wohl nicht, was Paulus unter Mission verstanden hat. Ja, auch er hat Wort Gottes, die Botschaft vom gekreuzigten und auferstandenen Messias, zu den Menschen gebracht. Aber er hat es ihnen nicht wie einen Stein an den Kopf geworfen. Vielleicht war es die Purpurhändlerin Lydia, die ihn gelehrt hat: so geht es nicht.

Die war eine von seinen Zuhörerinnen gewesen, und was Paulus zu sagen hatte, hatte sie gewonnen. Sogar taufen hatte sie sich schon lassen – aber da war noch etwas für sie offen. Und so lässt sie dem Apostel und seinen Mitstreitern ausrichten: Wenn ihr anerkennt, dass ich an den Herrn glaube, so kommt in mein Haus und bleibt da.

„Wenn ihr anerkennt“ - darum geht es. Und zwar nicht nur, oder vielleicht auch gar nicht, um die Anerkennung einer wie auch immer gearteten Rechtgläubigkeit. Um die Anerkennung der Person. Wenn Paulus von der Liebe Gottes zu den Menschen spricht, die so groß sei, dass er aus lauter Liebe selbst Mensch geworden sei, um in Kreuz und Auferstehung uns mit Gott zu versöhnen, dann, bitteschön, soll auch er sich für mich interessieren. Wer von der Liebe spricht, dem dürfen die Menschen nicht gleichgültig sein, denen seine Botschaft gilt. Und da möge sich der gute Paulus auch nach erfolgter Taufe nun doch einmal Zeit nehmen und in mein Haus kommen.

So lädt die Purpurhändlerin den Apostel zu sich ein. Die Frau den Mann – bemerkenswert in einer antiken Gesellschaft. Bemerkenswert auch vor dem Hintergrund meines Lebens. Denn Lydia schafft etwas, was ich nicht geschafft habe: sie verabschiedet sich aus der Rolle des bepredigten Objekts und wird selbst zum Subjekt ihres Lebens. Mir haben damals die Zeltmissionare gesagt, was nun dran wäre für mich, und ich habe mich dran gehalten, so gut es ging. Lydia entscheidet selbst und wird aktiv – die Reaktion des Paulus auf diese Einladung wird quasi zum

Lackmustest für die Glaubwürdigkeit seiner Botschaft. Und es scheint, als habe Lydia eine gewisse Hartnäckigkeit an den Tag legen müssen. „Und sie nötigte uns“ steht da am Ende des Textes.

Vielleicht ist es kein Zufall, dass uns die Apostelgeschichte den Beruf der Lydia überliefert. Sie ist Purpurchändlerin – und wenn sie auch von diesem Jesus das erste Mal an besonderem Ort, dem Versammlungsplatz der jüdischen Gemeinde gehört haben mag – jetzt lädt sie Paulus zu sich ein. In ihr Haus, in ihre Firma. Christin zu werden und zu sein, das Bedeutet für sie keine Bekehrung in dem Sinn, dass nun ihr altes Leben mit einem Schlag Vergangenheit wäre. Mitten in ihre Existenz hinein ruft sie Paulus, in das hinein was sie ausmacht – ihr Beruf und ihr soziales Umfeld. Dort soll Wort Gottes gesprochen, frohe Botschaft wirksam werden.

Das Evangelium erzählt an anderer Stelle von der Heilung eines Gelähmten, der ob der Menge der Anwesenden spektakulär durchs abgedeckte Dach zu Jesus abgeseilt wird. Dort angekommen, hört dieser Gelähmte zunächst überraschende, frohe Botschaft: „Dir sind deine Sünden vergeben“ Und dann finde ich spannend, was er als nächstes hört, nachdem dieses Wort Gottes „gewirkt“ hat. Das ist nämlich nicht: „Nun sei mein Jünger. Folge mir nach.“ Nein, er hört: „Nimm dein Bett, steh auf und geh“

Die Begegnung mit Jesus, dem Wort Gottes, bedeutet für den bis dahin Gelähmten also Lebensertüchtigung. Durch dieses Wort geheilt und gestärkt kehrt er zurück in seinen Alltag. Dort kann nun Wirklichkeit werden, was seine Lähmung bislang verhindert hat.

Ich denke, das muss Maßstab sein auch für alles, was sich heute Mission nennt oder Evangelisation. Wer immer heute wem auch immer „Zeugnis gibt“, von seinem Glauben erzählt, der muss dabei den konkreten Menschen im Blick haben, zu dem er spricht. Um ihn, um sein Leben geht es, und darum, ihn oder sie dazu zu ertüchtigen. Und das geht wahrscheinlich nicht am besten dadurch, den Menschen auf sein Sünder sein anzusprechen und darauf, dass der Herr Jesus für seine Schuld am Kreuz gestorben ist.

Und ich glaube, man muss nicht besonders fromm sein, um von seinem Glauben zu reden. Wichtiger scheint mir Achtsamkeit. Achtsamkeit zunächst einmal ins eigene Leben hinein. Ich für meinen Teil lebe ein frohes Leben, ich fühle mich gehalten, habe das Gefühl, da stärkt mir einer den Rücken. Das war nicht immer so – ich erinnere mich an Zeiten, in denen mir Vorstellung „Gott“ vor allem Angst einjagte. Irgendwann im Lauf meines Studiums erst hat sich da was entscheidend verändert, hat sich mir die frohe Botschaft als solche erschlossen. Ein Aufatmen, ein Geschenk, für das ich dankbar bin, von dem ich auch gerne spreche.

Und so wichtig wie die Achtsamkeit ins eigene Leben hinein ist die Zuwendung zum anderen. Vorm Reden kommt das Wahrnehmen, das Zuhören. Und danach ist kein fertiges, rhetorisch möglichst überzeugend verpacktes Glaubenspaket gefragt. Es ist nicht unsere Aufgabe, irgendjemanden frommen zu machen. Wir haben erlebt, und erleben es hoffentlich immer wieder, dass unser Glaube uns hilft,

unser Leben zu leben. Darum geht es – dass Menschen ihr Leben leben können. Und ich bin überzeugt, dass christlicher Glaube seine befreiende, heilende, stärkende Kraft in eines jeden Menschen entfalten kann.

Aber wenn wir davon sprechen, dann sprechen wir zu konkreten Menschen mit ihren ganz eigenen Biographien an ganz unterschiedlichen Punkten ihres Lebens. Am häufigsten wohl sprechen wir dann zu Menschen, die eigentlich gar keine Zeit haben zum Zuhören, weil sie so gestresst sind. Die müssen nicht hören, dass Jesus für ihre Sünden gestorben ist. Ich muss mir das auch nicht dauernd vorsagen. Dass wir manchmal auch einfach nur sein dürfen, ohne zu machen und zu tun, so wie die Lilien auf dem Feld, so wie die Vögel unter dem Himmel - das ist da Evangelium.

Alte Menschen vielleicht werden uns zuhören, in Zeiten der Krankheit, in Zeiten der Einsamkeit. Frohe Botschaft würde dann heißen: Gott ist nicht fern. Er selbst hat Not erlebt, er selbst hat es erlebt, dass die engsten Freunde weggerannt sind. Mutterseelenallein mögen wir sein - gottverlassen sind wir nicht, denn in aller Einsamkeit ist da immer noch er.

Wer immer er sonst in solchen Momenten unser Gegenüber ist - immer ist es ein konkreter Mensch, in seiner ganz besonderen Lebenssituation. Da ist keine wie die andere. Und deswegen gehört das Zuhören vor das Reden- Und manchmal mag das Zuhören allein schon Evangelium sein. "Du bist es mir wert. Die fünf Minuten, die du jetzt brauchst, nehme ich mir. Ich bin so frei. Mein Glaube schenkt mit die Freiheit. Die Zeit habe ich – ich weiß: ich muss nicht immer machen"

Vielleicht, so denke ich mir, wenn dann ankommt, ist das noch mehr frohe Botschaft, als viele fromme Worte das sind. Amen